

Am 8. Januar 1995 kann Pater Josef Sudbrack SJ, der 1925 in Trier geboren wurde, in erfreulicher und erstaunlicher körperlicher und geistiger Frische seinen 70. Geburtstag feiern. Daher sei ihm das erste Heft dieses neuen Jahrgangs in besonderer Weise gewidmet. Denn er war 1979–1986 Chefredakteur von „Geist und Leben“ und hat diese Zeitschrift schon seit Beginn der sechziger Jahre mitgeprägt und unterscheidend dazu beigetragen, daß ihr ureigenes Thema „christliche Spiritualität“ – inmitten vieler Angebote aus dem Osten und Westen – deutlich und verbindlich zur Sprache kam.

Pater Sudbracks außerordentlich zahlreiche Artikel und Rezensionen, Abhandlungen und Bücher – vgl. die von Paul Imhof herausgegebene Festschrift „Gottes Nähe. Religiöse Erfahrung in Mystik und Offenbarung“ (Würzburg 1990) – werden wegen ihrer aktuellen Fragestellungen und ihres reichen informativen Gehaltes weit über den Leserkreis von „Geist und Leben“ hinaus geschätzt und konsultiert. Wir danken ihm aufrichtig für sein unermüdliches Engagement und wünschen ihm auch für seine zukünftigen Vorhaben von Herzen Gottes fruchtbringenden Segen. Die Schriftleitung

Rilkes Rosen oder: Was täglich zu tun ist

Michael Sievernich, Frankfurt

Beten

„Nichts soll dich ängstigen, nichts dich erschrecken. Wer Gott hat, dem fehlt nichts. Sólo Dios basta. Gott allein genügt.“

Welch wuchtige Worte, die fast den Atem nehmen und zum Widerspruch reizen. Sie stammen von der großen spanischen Ordensfrau Teresa von Avila. Vor mehr als 400 Jahren hat sie so gebetet. Und das merkt man diesen Sätzen an. Denn wer könnte ihnen heute so einfach zustimmen oder sie sogar nachbeten? „Nichts soll dich ängstigen“? Das kann doch schon damals nicht wahr gewesen sein, geschweige denn heute, wo uns die Medien tagtäglich Schreckensmeldungen servieren. „Wer Gott hat, dem fehlt nichts“? Wie großartig das klingt! Aber was ist, wenn mir der Lebensunterhalt fehlt? Wie entrückt oder gar verrückt muß diese Frau gewesen sein, daß sie so gebetet hat.

Vielleicht ist es tatsächlich so, daß ich im Leben erst einiges verrücken muß, um zur Besinnung zu kommen. Manchmal bricht von außen etwas ins Leben ein, mit dem ich nicht gerechnet habe. Da ergibt sich eine unerwartete Beziehung; wer dieses Glück kennt, weiß, was er dem Himmel zu verdanken hat. Oder wenn mir eine schwierige Aufgabe gut gelungen ist, sage

ich doch spontan: Gott sei Dank! Auch wenn ein geliebter Mensch plötzlich nicht mehr ist, drängen sich Gebetsfetzen auf die Lippen. Irgendwie sucht unser Herz das Gespräch mit Gott. Aber selbstverständlich ist Beten deshalb noch lange nicht.

Schwierigkeiten hatten schon die Jünger Jesu damit; weshalb hätten sie sonst ihrem Meister gesagt: „Lehre uns beten!“ Er hat sie beten gelehrt: das *Vaterunser* – wir kennen es, das große Gebet, das allen Christen gemeinsam ist. Seitdem können wir es nachbeten, in den Gottesdiensten oder wenn uns die eigenen Worte fehlen.

Beten ist menschlich. Aber wie das Sprechen will es gelernt sein. Junge Eltern haben mir erzählt, wie ihr kleiner Sohn sie fragte, was denn Beten eigentlich sei und ob er das auch könne. Der Junge hatte es bei seinen Freunden gesehen und wollte es nun auch selbst ausprobieren. Die Eltern waren zunächst verlegen und ratlos. Die Frage ihres Jungen war ihnen geradezu peinlich, weil sie nicht wußten, was sie sagen sollten. Doch nun blieb ihnen nichts anderes übrig als darauf eingehen. Sie überlegten hin und her und beschlossen, gemeinsam mit dem Beten neu zu beginnen.

Den Lernweg, den dieses Elternpaar gegangen ist, beschreibt die Bibel im Evangelium des Matthäus so: „Welcher Vater“, heißt es dort, „gibt seinem Sohn einen Stein, wenn er ihn um Brot bittet? Wer gibt einem Kind eine Schlange, wenn es um einen Fisch bittet? Um wieviel mehr wird Gott denen gute Gaben geben, die ihn bitten.“ (vgl. 7,9–11).

Dem kleinen Jungen genügte seine Erziehung offensichtlich nicht. Irgendetwas fehlte ihm. Darum hat er seine Eltern dazu gebracht, sich dem zu stellen, was sie längst verdrängt hatten, nämlich dem Gebet. Er hat sie so ins Gebet genommen, daß sie merkten: auch uns fehlt etwas. Manchmal genügt schon eine unbefangene Kinderfrage, um das eigene Ungenügen zu erkennen. Wenn das so ist, dann hat die große Teresa von Avila vielleicht doch recht, als sie sagte: „Sólo Dios basta. Allein Gott genügt.“ Und dann hätten wir wieder Grund, uns selbst ins Gebet zu nehmen.

Schenken

Paris. Dort erlebte der Dichter Rainer Maria Rilke einmal folgende Geschichte: Jedes Mal, wenn er mit einer Freundin in der Stadt spazieren ging, kamen sie an einer alten Bettlerin vorbei. Sie saß immer am selben Platz, hielt ihren Kopf geneigt und nahm stumm, ohne jedes Zeichen von Dankbarkeit, die Geldstücke der Passanten entgegen. Auch die Freundin legte ihr jedesmal ein paar Münzen in die Hand, Rilke aber gab ihr nichts. Auf die vorsichtige Frage seiner Begleiterin, warum er denn nichts gebe, antwortete der Dichter nur: „Man müßte ihrem Herzen schenken, nicht ihrer Hand.“

Am nächsten Tag kommt er mit einer Rose. Und die junge Frau freut sich schon über die Aufmerksamkeit; er aber legt die Rose in die Hand der alten Bettlerin. Und nun geschieht etwas Merkwürdiges: Die alte Frau steht auf, greift nach seiner Hand, küßt sie und geht mit der Rose davon. Eine Woche lang bleibt sie verschwunden. Dann sitzt sie wieder an ihrem Stammpfad, stumm wie zuvor. „Wovon mag sie in dieser Woche wohl gelebt haben?“, fragt die Freundin, und er antwortet: „Von der Rose!“

Die junge Frau hat den Händen geschenkt und so dazu beigetragen, daß die Bettlerin überleben konnte. Der Dichter dagegen hat dem Herzen geschenkt und im Symbol der Rose die Würde der Bettlerin anerkannt. Wer hat mehr recht? Die Hand, die Geld gibt, oder die Hand, die eine Rose schenkt?

Schenken mit der Hand und Schenken mit dem Herzen, das sind keine Alternativen. Das gehört zusammen wie die beiden Seiten einer Münze. Denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein; aber nur von Rosen kann er auch nicht leben. Er braucht beides: Brot und Rosen.

Wie viele Kinder mag es wohl in unserem Land geben, die auf Rosen gebettet scheinen, weil sie alles haben oder bekommen, was das kleine Herz begehrt: Zimmer voller Spielzeug und Hände voller Süßigkeiten. Materiell fehlt ihnen nichts. Aber wie vielen Kindern und Jugendlichen mag die Zuneigung und Geborgenheit fehlen. Man müßte ihrem Herzen schenken, nicht ihrer Hand. Gilt nicht auch hier, daß der junge Mensch nicht von der guten Versorgung allein lebt? Er braucht Zuwendung und Liebe, sonst kann er Geist und Seele nicht entfalten und wird seelisch verkrüppeln.

Das drücken auf ihre Weise auch die Worte des biblischen Hohenlieds der Liebe aus, das Brautleute so gern bei ihrer Hochzeit hören: „Wenn ich in den Sprachen der Menschen und Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich dröhnendes Erz oder lärmende Pauke. / Wenn ich alle Glaubenskraft besäße und Berge damit versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich nichts. / Und wenn ich meine ganze Habe verschenkte, hätte aber die Liebe nicht, nützte es mir nichts.“ (1 Kor 13,1–3)

Nein, ohne die Liebe geht wirklich nichts. Weder in privaten Beziehungen noch im öffentlichen Leben. Denn der Mensch lebt vom Brot und von der Rose. Wer einmal erfahren hat, wie wichtig die Gesten der Zuneigung sind, der wird auch erraten, was es mit der Zuwendung Gottes auf sich hat. An der wunderbaren Gestalt Jesu wird spürbar, wie Gott uns entgegenkommt und das Herz anspricht. Wer etwas von dieser Zuneigung Gottes in seinem Leben erfährt, kann auch selbst weiterschicken. Mit vollen Händen und aus ganzem Herzen.

Helfen

Auf der Rolltreppe einer U-Bahn-Station. Der Blick bleibt an der vorübergleitenden Wand hängen. Mit großen Buchstaben hat jemand dort hingeschrieben: „Jesus ist die Antwort!!!“, mit drei Ausrufezeichen. Passanten-Mission in der U-Bahn-Station? Die eiligen Rolltreppenbenutzer bleiben gleichgültig, denken sich wohl ihren Teil. Man muß die Rolltreppe schon mehrmals benutzen, um zu bemerken, daß jemand einen Satz hinzugefügt hat: „Was war denn die Frage?“, steht da in kleinen Buchstaben zu lesen. Jesus ist die Antwort, aber was war denn die Frage?

Wer braucht schon Jesus, um seine täglichen Fragen zu beantworten? Wir sind doch emanzipiert genug, um die Probleme selbst zu lösen. Wir haben unsere Gesetze, Versicherungen und Rechtsansprüche. Für die privaten Probleme sind die Therapeuten zuständig und für die ganz großen Fragen die Führungskräfte in Politik und Wirtschaft. Und zudem: Ist die Jesus-Geschichte nicht viel zu schön, um wahr zu sein, und viel zu alt, um heute von Belang zu sein?

Ich möchte zu einer Probe aufs Exempel einladen. Wie hat Jesus, der Menschensohn, damals auf Fragen seiner Zeitgenossen reagiert? Zum Beispiel auf die Frage, die zum Bodensatz unserer Kultur gehört: „Wer ist mein Nächster?“ (Lk 10,29) Verwandte, Freunde, Nachbarn: sind das die Nächsten? Oder sind es die Mitbürger, die Ausländer, die Fernen? Oder gilt einfach: Jeder ist sich selbst der Nächste? „*Wer ist mein Nächster?*“

Die Antwort Jesu steckt voller Überraschungen. Er reagiert nicht wie erwartet, sondern erzählt eine Geschichte, die berühmte Geschichte vom barmherzigen Samariter: „Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber“, so beginnt sie. Halbtot und ausgeplündert blieb der Überfallene auf der Straße liegen. Drei Männer kamen vorbei. Zwei von ihnen, fromme Volksgenossen des Zusammengeslagenen, sahen den Verletzten liegen und gingen vorüber. Nur der dritte, ein Mann aus Samaria, eigentlich sein Feind, hatte Mitleid. Er versorgte den Verletzten, brachte ihn zu einer Unterkunft und bezahlte sogar noch die Pflegekosten.

Und dann die nächste Überraschung. Jesus dreht den Spieß um und stellt nun selbst eine Frage: „Wer von den dreien hat sich als der Nächste dessen erwiesen, der unter die Räuber gefallen war?“ (Lk 10,36) Diese Frage Jesu verändert völlig die üblichen Vorstellungen. Der Nächste, das bin ich selbst, wenn ich nur dem Bedürftigen zu Hilfe komme. Die entscheidende Frage lautet also nicht mehr: Wer ist mein Nächster?, sondern: Wie werde ich zum Nächsten dessen, der meine Nähe braucht? Ist die alte Nachbarin im gleichen Haus meine Nächste? Wenn ich ihr helfe, ja. Sind Kinder im fernen Afrika meine Nächsten? Wenn ich mich ihrer Not zuwende, ja.

Es bleibt noch eine weitere Überraschung. Die Geschichte vom barmherzigen Samariter, die Jesus damals erzählte, ist keineswegs zu Ende. Sie geht weiter bis heute. Denn es gibt noch immer die 27 Kilometer lange Straße zwischen Jerusalem und Jericho. Palästinenser und Israelis wollen sie nun gemeinsam sicherer machen, Gott sei Dank. Doch gibt es noch viele andere Straßen der Welt, auf denen Kinder und Alte, ja ganze Völker unter die Räder geraten. Wenn wir uns heute in die Geschichte, die Jesus erzählt, verstricken lassen, dann heißt das: Handle genauso! Hab Erbarmen! Komm dem anderen nah! Werde ihm zum Nächsten!

Vielleicht müßte in der U-Bahn-Station mit großen Buchstaben stehen: „Jesus ist die Frage!“ Und mit ebenso großen Lettern: „Wer gibt denn Antwort?“

Bleiben

„Es ist zum Davonlaufen!“ Oft sagen wir das so daher. Eine Redensart in unbequemen Situationen. Manchmal aber wird es ernst. Dann, wenn Bleiben unerträglich wird und nur noch Flüchten zu helfen scheint.

Da sagt die Frau nach wenigen Ehejahren: „Es ist zum Davonlaufen“ und tut es wirklich. Oder der Mann meint nach 20 Ehejahren: „Ich habe es satt“ und sucht sich eine andere. Ja, manchmal ist es zum Davonlaufen. Nicht nur in ehelichen Einöden, sondern auch in den Einsamkeiten des Alters oder im unverbindlichen Single-Dasein.

Es ist zum Davonlaufen. Aber wohin soll es gehen, wenn nichts mehr geht? Wo bleibe ich, wenn die Illusionen des Glücks zerrinnen?

Ein Dichter unserer Tage, Thomas Brasch, weiß ein „Lied“ davon zu singen. Es lautet:

Was ich habe, will ich nicht verlieren, aber
wo ich bin, will ich nicht bleiben, aber
die ich liebe, will ich nicht verlassen, aber
die ich kenne, will ich nicht mehr sehen, aber
wo ich lebe, da will ich nicht sterben, aber
wo ich sterbe, da will ich nicht hin:
Bleiben will ich, wo ich nicht gewesen bin.

Das Gedicht schwankt zwischen Davonlaufen und Bleiben. Jede Zeile ist gebrochen, widerrufen durch ein „aber“. Alle Lebensvollzüge werden durchgespielt: Haben und Sein, Lieben und Kennen, Leben und Sterben. Hinter allem lauert der Vorbehalt „ich will nicht“. Aber in allem spricht auch die Sehnsucht nach einer Bleibe: „Bleiben will ich, wo ich nicht gewesen bin.“

Die Bibel, ein Buch voller Leben, erzählt viele Geschichten vom Davonlaufen und Bleiben. Eine davon spielt nach der Hinrichtung Jesu. Als es todernst wurde, als sie ihn kreuzigten, blieben nur die Frauen; die Männer, seine Jünger, liefen davon.

Zwei dieser Jünger, so berichtet das Lukas-Evangelium, liefen nach Emmaus und sprachen unterwegs über alles, was sich ereignet hatte. Über den ungerechten Tod dieses gerechten Menschen und über ihre enttäuschten Hoffnungen auf den Messias.

Auf dem Weg begegnen sie einem Unbekannten, der sich in ihr Gespräch einmischt. Er kann ihnen die ganze Geschichte so gut erklären, daß sie ihn bedrängen: „Bleib doch bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich schon geneigt.“ (Lk 24,29) Der Fremde läuft nicht davon, sondern bleibt, kehrt mit ihnen ein und ißt mit ihnen. Beim gemeinsamen Mahl, so wird erzählt, fällt es ihnen wie Schuppen von den Augen. Als der fremde Gast das Brot mit ihnen bricht, gehen ihnen die Augen auf und sie erkennen ihn: Es war der auferstandene Jesus, der bei ihnen blieb.

Seit dieser wunderbaren Geschichte wissen wir, daß er bei uns bleibt, wenn wir ihn nur bitten: „Bleib doch bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich schon geneigt.“

Seit dieser wunderbaren Geschichte wissen wir aber auch, wo wir bleiben können, wenn es zum Davonlaufen ist. Bleiben, wo wir bisher nicht gewesen sind.

Wenn das so ist, dann können wir immer bitten: „Bleib doch bei uns.“ Und wir können bitten, beinander zu bleiben und einander die Treue zu halten, auch wenn es manchmal zum Davonlaufen ist. Und vielleicht gehen uns dann auch die Augen auf, für Gott und füreinander.*

* Dieser Text geht auf Fernsehsendungen *Wort zum Sonntag* zurück, die am 26. Juni und 10. Juli 1993 sowie am 5. Februar und 1. Oktober 1994 vom ersten deutschen Programm (ARD) ausgestrahlt wurden.